
BILDNACHWEIS

Titelbild: IngramPublishing

Seiten 11, 12, 14, 17, 21, 23, 27, 31, 69, 72, 81, 77, 75, 85, 119, 120: privat

Seite 29, 37, 39, 41, 63, 65, 66: idea

Seite 53: Lothar Rühl

IMPRESSUM

idea-Dokumentation 10/2005

Hartmut Jaeger/Joachim Pletsch (Hrsg.)

Leid-Tod-Trauer

Ein Wegweiser zur Hoffnung

ISBN 3-89436-455-6

© Copyright 2005

Koproduktion: Christliche Verlagsgesellschaft, Dillenburg
www.cv-dillenburg.de

idea e.V. – Evangelische Nachrichtenagentur, Wetzlar
www.idea.de

Gesamtgestaltung, Satz, Einband:

Kai-Alexander Sommerfeld, dc agentur, Tel. 06471-5169066, info@dcagentur.de

Druck: Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

INHALT

Vorwort	7
Wie Gott führen kann	10
»Ich fühlte mich von Gott verlassen«	16
Elternglück – zerstört in einem Augenblick	22
Uns traf der Blitz	30
»Ein Wunderwerk Gottes«	35
Ein Öffentlichkeitsarbeiter Gottes	38
»Manchmal meine ich, es geht besser als vorher«	41
Immer wieder wird im Leid die Frage nach Gott gestellt	44
Wie kann Gott das zulassen? (1)	46
Wie kann Gott das zulassen? (2)	52
Tröstende Bibelworte für Leidtragende und Trauernde	54
Die eigene Begrenzung annehmen und dem unbegrenzten Gott vertrauen	59
»Ade, Börni, geh zu unserem Herrn«	62

Wenn Gott kein Wunder tut	68
Sein Kind loslassen – kann man das überhaupt? ..	74
Die Achterbahn der Gefühle	83
Wie verarbeiten wir unseren Schmerz?	90
Trauer	98
Trauerfeier und Beerdigung als zentrale Ereignisse des Gedenkens und Abschiednehmens	115
Hat Gott uns enttäuscht?	118
Du bist!	121
Beispiel einer Trauerpredigt (1)	129
Beispiel einer Trauerpredigt (29)	137
Der Dienst des Verkündigers bei der Beerdigung	144
Zusammenstellung von Bibeltexten für Trauerfeier und Beerdigung	149
Anhang A Ein trauerndes Kind hat das Recht ..	152
Anhang B Bestattungsvorbereitung in der Übersicht	154

VORWORT

Von jeher gehören Leid und Tod zum bitteren Erfahrungspotential des Menschen. Niemand bleibt davon verschont, uns alle betrifft der Tod und die mehr oder weniger unerfreulichen Begleiterscheinungen, die er mit sich bringt.

Wenn ein lieber Angehöriger den Tod erleidet, erleben wir in unterschiedlichem Maße Betroffenheit – ein Empfinden, das uns in dieser Intensität im „normalen“ Leben nicht so vertraut ist und dem wir deshalb oft unvorbereitet gegenüberstehen. Der Tod trifft uns unerwartet, ungewollt, er ist uns nicht willkommen und zutiefst unangenehm. Alles Geschehen rund um den Tod können wir gar nicht oder nur z. T. unter Kontrolle halten, wir verlieren den Halt, brechen aus in bis dahin nicht gekannte Verhaltensmuster. Auf all das und vor allem auf einen tiefen Schmerz sind wir gar nicht gefasst und stehen dem im ersten Moment wahrscheinlich hilflos gegenüber. Dazu kommen Fragen über den Sinn des Ganzen, oft auch Vorwürfe und Anklagen gegenüber Gott, eher selten Gebete und Bitten um Beistand.

Was andere in der Auseinandersetzung mit dem Tod lieber Angehöriger erlebt und durchgemacht haben, kann uns persönlich zu einer großen Hilfe werden. Deshalb dokumentiert dieses Buch eine Vielzahl von Erlebnissen und Erfahrungen mit dem Tod ganz unterschiedlicher Menschen und in ganz unterschiedlichen Situationen. Diese Erfahrungen zeigen: Der Tod muss uns nicht unvorbereitet treffen und er muss auch nicht das Letzte sein, was uns

im Zusammenhang mit dem Verlust bewegt. Als Christen brauchen wir nicht hilflos zu sein angesichts des Todes, besonders deshalb nicht, weil wir an die Überwindung des Todes durch die Auferstehung Jesu Christi glauben.

Der Tod ereilt uns Menschen auf vielfältige und unterschiedliche Weise. Mal plötzlich durch einen Unfall oder auch langsam schleichend im Zusammenhang mit einer tödlichen Krankheit. Kein „Todesfall“ ist letztlich gleich geartet, wenn sich auch manche sehr ähnlich sind. Aber jeder Todesfall, jeder Trauerprozess wird individuell erlebt, verläuft einzigartig und ist deshalb auch für sich zu würdigen und zu betrachten.

Alle hier vorgestellten Todesfälle stehen im Zusammenhang mit gläubigem Christsein. Trotzdem ist der Schmerz über den erlebten Verlust nicht weniger groß als bei nicht gläubigen Menschen. Er wird aber gemildert durch die lebendige und begründete Hoffnung, nach dem Tod bei Gott zu sein bzw. die lieben Angehörigen dort zu wissen. Wie entscheidend eine solche Hoffnung sein kann – auch für die Verarbeitung von Leid und Trauer –, wird in fast allen dieser Fälle mehr oder weniger faszinierend und bewegend deutlich. Trotz einer Stärkung durch den Glauben ist es aber auch für Christen hilfreich, grundsätzliche Kenntnisse über das Trauern und den Umgang mit dem Tod zu gewinnen. Das hilft ihnen bei ihrer eigenen notwendigen Trauerarbeit, und es befähigt sie, andere Trauernde und Sterbende besser zu verstehen und zu begleiten, weil diese Hilfe brauchen.

Die Ergebnisse der Sterbeforschung sollten auch Christen zur Kenntnis nehmen und entsprechende Schlüsse daraus ziehen. Tröstende Bibelworte sind ganz wichtig und sollen unbedingt ihren besonderen Platz haben im Prozess des Trauerns. Die Trauerfeier ist traditionell ein zentrales Element im Abschied von lieben Angehörigen. Gerade dieses Ereignis gewinnt zunehmend eine missionarische Dimen-

sion in unserer Gesellschaft, indem immer mehr Menschen losgelöst von Kirchen und Glaubensgemeinschaften sterben und bestattet werden und dabei doch nicht selten auf Vertreter des Christentums zurückgreifen. Hier bietet sich die Chance, wenn auch nicht mehr die Verstorbenen selbst, so aber doch ihre Angehörigen, Freunde und Bekannten mit dem Evangelium zu erreichen.

Angesichts des Todes Hoffnung auf Leben zu verkünden, gerade das ist die Stärke des christlichen Glaubens, der auf der Grundlage der Erfahrung ruht: Jesus lebt! – und: „Weil ich lebe, werdet auch ihr leben!“ (Johannes 14,19), wie Jesus Christus selbst denen sagt, die an ihn glauben und ihm ihr Leben und ihr Sterben anvertraut haben.

Die Herausgeber
Dillenburg, im Mai 2005

Karsten Huhn

WIE GOTT FÜHREN KANN

Familie und Gesundheit – das sind für viele Menschen die wichtigsten Dinge im Leben. Joana Kloos hat beides verloren. Bei einem Verkehrsunfall kamen 1997 ihr Mann Robert und ihre fünfjährige Tochter Deborah ums Leben. Sie selbst erlitt schwere Verbrennungen an Kopf, Hals und Armen, überlebte jedoch durch die Hilfe von Ärzten. 16 Operationen retteten ihr Leben. Bis heute leidet die 33-Jährige an den Folgen des Unfalls. Dennoch wurde die Zeit der Trauer um ihre Familie und der schweren körperlichen Leiden am Ende eine Zeit sinnerfüllten Lebens: Joana Kloos wurde Christin.

Joana Kloos wächst in Rumänien auf, in Langendorf (Siebenbürgen), einem Dorf mit 1.400 Einwohnern. Mit ihrer Familie besucht sie die rumänisch-orthodoxe Kirche, zu Hause beten sie das Vaterunser. „Wir glaubten an Gott, aber wir wussten wenig von Jesus“, sagt Kloos. Nach dem Schulabschluss und der Ausbildung zur Schreinerin nutzt sie 1991 die Chance, nach Deutschland zu gehen. Die fremde Sprache lernt sie schnell. Sie lernt ihren Mann Robert kennen, auch er ein Rumäniendeutscher. Sie heiraten, ein Jahr später kommt ihre Tochter Deborah zur Welt. Zunächst arbeitet Joana Kloos in einer Pralinenfabrik, Roberts Großmutter passt auf das Kind auf. „Ich kann mich nicht erinnern, dass ich ein Hobby hatte“, sagt Joana Kloos. „Ich war wie eine Maschine. Viel Arbeit, wenig Zeit fürs Kind, das war die Woche. Wir wollten später mal ein Haus kaufen, sonst hatten wir keine Ziele.“ Erst als Deborah fünf Jahre alt ist, bleibt Joana Kloos zu Hause. Gottesdienste besucht die Familie damals kaum. Deborah

dagegen wird von ihrer Oma christlich erzogen und geht mit ihr zur Kinderstunde einer Brüdergemeinde. Wenn die Eltern am Abendbrottisch einfach zu essen beginnen, werden sie von Deborah ermahnt: „Wir müssen noch beten!“

Die letzte Reise

Am Samstagnachmittag des 13. Dezember 1997 starten Robert und Joana Kloos mit Deborah in ihrem BMW 318 die letzte gemeinsame Reise. Sie fahren von ihrem Wohnort Haiger-Seelbach bei Siegen nach Rumänien. Sie wollen die Eltern besuchen und mit ihnen Weihnachten feiern. Es ist eine lange Fahrt, über 1.500 Kilometer legen sie zurück über Würzburg, Wien und Budapest, erst auf der Autobahn, dann über Landstraßen. Sie wechseln sich mit dem Fahren ab, gönnen sich nur kurze Pausen. Gegen Mitternacht meldet sich Deborah von der Rückbank. „Ich bete jetzt, und dann schlafe ich“, sagt sie. Es sind die letzten



VOR DEM UNFALL: Joana Kloos (links) mit Ehemann Robert und Tochter Deborah, die nur 5 Jahre alt wurde.

Worte in ihrem Leben. Sie kuschelt sich an ihr braunes Plüschkätzchen und schläft ein. „Warum nehmen Sie so viel Lebensmittel mit?“, knurrt ein Beamter bei der Grenzkontrolle. „Rumänien ist doch nicht Somalia.“ Joana Kloos diskutiert mit ihm, schließlich dürfen sie alles mitnehmen. Ein letztes Mal wechseln Robert und Joana Kloos die Plätze. Robert fährt, Joana schläft auf dem Beifahrersitz.

Es ist gegen 7.30 Uhr rumänischer Zeit, etwa 30 Kilometer vor dem Ziel, als der BMW mit einem entgegenkommenden Wagen zusammenprallt. Im anderen Fahrzeug sitzen drei Männer, die auf dem Weg zu einem Gottesdienst sind. Alle sind sofort tot.

Doch Joana Kloos lebt. Sie hört, wie jemand von außen ans Auto klopft. „O Gott, hier brennt jemand“, hört Joana Kloos. Es klingt für sie wie eine Stimme aus einer anderen Welt. Nur langsam begreift sie, dass sie gemeint ist. Die Fahrertür wird geöffnet, zwei Hände greifen nach ihr und ziehen sie hinaus. Beim Aussteigen verliert sie einen



DAS UNFALL-FAHRZEUG, in dem Joana Kloos, selber schwer verletzt, ihren Ehemann und die kleine Tochter verlor.

Schuh. Barfuß läuft sie über die Straße. „Es war sehr kalt, und ich spürte den steinigen Asphalt.“

Joana Kloos will ihre Tochter retten, sie will zurück zum Auto, doch sie kann nichts sehen. Sie möchte laufen, jemand hält sie fest. Sie hört noch, wie der Tank ihres Autos explodiert. Dann wird sie ohnmächtig. Die Familie von Joana Kloos erfährt am selben Tag aus dem Fernsehen, dass Robert und Deborah tot sind. Robert wird durch den Unfall gegen das Lenkrad geschleudert; sein Sitz löst sich aus der Verankerung und erdrückt das auf dem Rücksitz schlafende Kind.

40 Tage im Koma

Joana Kloos ist die einzige Beteiligte, die den Unfall überlebt. Ihr Kopf, ihr Hals und ihre Arme erleiden Verbrennungen dritten und vierten Grades. Ärzte retten sie, indem sie ihre Luftröhre aufschneiden. 40 Tage wird sie ins künstliche Koma versetzt. Innerhalb von zwei Monaten wird sie 16-mal operiert. Ärzte tragen ihre verbrannte Haut ab, sie nehmen Haut von Rücken und Beinen und verpflanzen sie auf Gesicht und Arme. Sie amputieren ihre linke Hand, sie amputieren die Finger ihrer rechten Hand, später konstruieren sie neue Augenlider. Bei den täglichen Verbandswechseln spürt Joana die Schmerzen; doch sie kann nicht schreien und nicht weinen. Sie verliert ihr Zeitgefühl, sie träumt in schlimmen, grenzenlos traurigen Bildern, sie träumt von Blut, von Laufbändern, auf denen Arme und Beine zerhackt und anschließend weggeworfen werden.

Der Blick in den Spiegel

Als Joana Kloos entlassen wird, ist sie ein neuer Mensch in einem gealterten Körper. Im ersten Jahr nach dem Unfall muss sie einen Kompressionsanzug tragen, der die Narben vor dem Verhärten schützen soll. Ihr Gesicht sieht aus wie



ENTSTELLT, ABER GERETTET – Joana Kloos nach den ersten Operationen (oben) und heute nach zahlreichen kosmetischen Eingriffen

eine Maske, in der für Augen, Mund und Nase Schlitze freigelassen worden sind. Ihr linkes Auge ist erblindet, sie trägt eine Perücke und an der linken Hand eine Prothese. Als Joana Kloos zum ersten Mal nach dem Unfall in einen Spiegel schaut, hält sie den Anblick nur wenige Sekunden aus. „Der Gedanke, mit diesem Gesicht weiterleben zu müssen, war für mich einfach unerträglich. Ich war müde, einfach müde und traurig. Ich hatte keine Kraft, über mein Leben nachzudenken.“

Die neue Haut spannt, Joana Kloos benötigt Schmerzmittel und Antidepressiva. Weitere Operationen sind nötig, unter der Haut werden kleine Expander eingesetzt, die die Haut spannen sollen. In Bad Camberg (bei Limburg) macht sie eine Kur, begleitet von ihrer Schwester, ihrer Schwiegermutter und ihrer Schwägerin Sofia Kloos (29). Die liest ihr jeden Tag aus einer Kinderbibel vor. Wieder daheim besuchen sie zusammen den Gottesdienst der

Freien Brüdergemeinde Haiger-Seelbach. „Ich weiß nicht mehr, wer predigte. Ich weiß nur noch, dass der Prediger dazu aufrief, mit Jesus zu leben“, erinnert sich Joana Kloos. „Ich war fast tot gewesen. Ich spürte, dass Gott mich überleben ließ, damit ich mich für ihn entscheide. Ich konnte keine Minute länger zögern.“ Nach dem Gottesdienst betet sie mit ihrer Schwägerin Sofia Kloos und wird Christin. Wenn Joana Kloos heute am Abendmahl ihrer Gemeinde, der Freien Brüdergemeinde Haiger-Steinbach, teilnimmt, bricht der neben ihr Sitzende ihr das Brot.

Erschreckte Blicke

Manche Leute, denen Joana Kloos in der Stadt begegnet, erschrecken; Mütter wechseln die Straßenseite, damit ihre Kinder sie nicht sehen müssen. „Solche Reaktionen tun weh, aber ich kann sie verstehen“, sagt sie. „Die Menschen brauchen Zeit, um sich an mich zu gewöhnen. Aber ich weiß, dass ich von Gott geliebt bin, auch wenn ich verbrannt bin.“

Manchmal wird sie gefragt, wie sie an Gott glauben könne, wo sie doch Mann und Kind verloren und dazu ihre Gesundheit eingebüßt habe. „Bevor ich Christ wurde, habe ich ähnlich gedacht“, sagt Joana Kloos. „Meine Ehe, unser Kind, Arbeit und Gesundheit – das nahm ich alles als selbstverständlich. Heute empfinde ich das anders. Mir ist viel genommen worden, aber auch so viel geschenkt: Ich habe Luft zum Atmen, ich kann sehen, ich habe die Gemeinde und die Familie meiner Schwägerin und vor allem: Ich habe ewiges Leben!“

Helmut Hauser

„ICH FÜHLTE MICH VON GOTT VERLASSEN“

„Aufgefahren in den Himmel“ – Wie ein Vater den Krebstod seiner Tochter erlebte

„Aufgefahren in den Himmel, er sitzt zur Rechten Gottes, des Allmächtigen Vaters.“ So heißt es im allen Kirchen gemeinsamen Apostolischen Glaubensbekenntnis über die Himmelfahrt Christi, der seit Jahrhunderten am Donnerstag – zehn Tage vor Pfingsten – gedacht wird. Christen gilt die Verheißung, dass sie ebenfalls nach ihrem Tod in den Himmel kommen – die unsichtbare Realität Gottes. Mit dem Tod verschlechtert sich der Christ also nicht. Ganz im Gegenteil: Er kommt in eine Welt ohne Leid und Tränen, ins Paradies. Doch bis zu dieser Erkenntnis ist es oft ein langer, schmerzhafter Prozess.

„Blutkrebs!“ – diese Diagnose bei meiner 15-jährigen Tochter Eva-Maria traf meine Familie völlig unvorbereitet. Mein Leben als Christ war bisher mehr als gesegnet. Als selbständiger Architekt in Egenhausen (zwischen Nagold und Freudenstadt im Schwarzwald) habe ich beruflich fast alles erreicht, was man erwarten kann. Meine Mitarbeiter sind überwiegend Christen, und ich habe immer wieder Gottes Führung erfahren. So etwa, als wir nach einer Flaute im Auftrageingang um neue Aufträge beteten und schon eine dreiviertel Stunde später einen unserer größten Aufträge erhielten. Ich bin seit 25 Jahren glücklich mit meiner Frau Ute verheiratet, meine Töchter sind ebenfalls Christen.

Positives Denken?

Dann kam die Krankheit meiner zweitältesten Tochter Eva-Maria. Sie hatte schon ein paar Tage hohes Fieber gehabt. Eine Blutuntersuchung brachte schließlich den Verdacht auf Leukämie. Unter Tränen sagten meine Frau und ich es unserer Tochter: „Du musst sofort ins Krankenhaus ... mit Verdacht auf Leukämie!“ Eva-Maria schrieb damals in ihr Tagebuch: „Leukämie, Leukämie, Leukämie, hämmerte es in meinem Kopf. Leukämie diese Krankheit ... ich?! ... das kann nicht sein, nicht ich ... das ist unmöglich. Plötzlich bricht es aus mir heraus: ‚Nein, Nein!‘ Doch die hohlen Wände des Korridors werfen mir nur ein leeres Echo zurück: ‚Nein, Nein ...?‘ In der Zwischenzeit hat auch meine alte Kunstlehrerin mitgekriegt, was los ist, und sie nimmt mich in die Arme und meint: ‚Ach Kindchen, du musst jetzt positiv denken und darfst das nicht glauben, lass es nicht zu!‘ Doch in meinem Innersten wusste ich, dass positives Denken keine Antwort für mich sein würde. Beim Verlassen des Schulgebäudes wurde ich durch ein



Plakat wieder an das erinnert, was mir in meinem jungen 15-jährigen Leben bisher immer Hoffnung und Hilfe war: ‚Von guten Mächten treu und still umgeben, erwarten wir getrost, was kommen mag, Gott ist mit uns am Abend und am Morgen und ganz gewiss an jedem neuen Tag.‘“

EVA-MARIA HAUSER

Eva-Maria kam ins Universitätskrankenhaus Tübingen. Der Verdacht wurde zur Gewissheit: Sie hatte Blutkrebs. Es verging kein Tag, an dem nicht Besucher, Post, Päckchen oder Blumen für Eva-Maria kamen, denn bevor sie krank wurde, war sie mit den „King’s Kids“ (einer internationalen christlichen Jugendorganisation) in Deutschland, Europa und auf den Philippinen unterwegs gewesen und hatte weltweit Freunde gefunden. Selbst ihre behandelnden Ärzte und Schwestern konnten sich an eine solche Anteilnahme bisher nicht erinnern. Eva-Marias Herz schlug für Menschen am Rande der Gesellschaft. Am stärksten bewegt haben sie die Einsätze auf einem Müllberg in Cebu (Philippinen), wo sie mit Hunderten der Allerärmsten konfrontiert wurde, die im Dreck nach Essbarem suchten.

Geheilt?

Eva-Maria musste anderthalb Jahre lang Chemotherapie, Bestrahlungs- und Langzeittherapie durchlaufen. Dabei gab es Höhen und auch viele Tiefen – die Entwicklung des Blutbildes war für uns manchmal wie ein Krimi, denn keiner wusste, wie es ausgeht. Nach diesen anderthalb Jahren galt Eva-Maria als geheilt, und die zeitlichen Abschnitte der medizinischen Überwachung wurden immer länger. Im März 1998 stellte man dann einen Rückfall fest, und das war sehr hart für Eva-Maria, denn sie hatte so viele Pläne: das Abitur, einen Einsatz in Israel, dann das Medizinstudium ... Nach ein paar Tagen des inneren Kampfes und Gebets konnten wir uns dieser erneuten Herausforderung stellen. Uns wurde auch gleich mitgeteilt, dass parallel zur Chemotherapie ein Knochenmarkspender weltweit gesucht würde, denn ohne Transplantation hätte sie keine Überlebenschance! Wir erlebten bei der Suche nach der „Stecknadel im Heuhaufen“ Gottes Eingreifen: Es wurde tatsächlich in Deutschland ein Spender gefunden. Eva-Maria wurde auf die Transplantation vorbereitet.

Das bedeutete, dass alle persönlichen Dinge, wie Wäsche, Bücher, CDs usw. sterilisiert werden mussten und sie in ein keimfreies Zelt kam. Meine Frau durfte mit ins Zelt, musste sich aber mit Schutzkittel und Mundschutz vorher präparieren. Das notwendige Vernichten von Eva-Marias eigenem Immunsystem vor der Transplantation war äußerst brutal und für mich vorher unvorstellbar. Nach dem Injizieren des neuen Knochenmarks war Eva-Maria acht bis zehn Tage ohne jegliches Immunsystem, und das war für sie lebensgefährlich. Mit viel Gebet und durch die Unterstützung unserer Großfamilie, unserer Freunde und vor allem unserer Gemeinde konnte Eva-Maria nach 21 Tagen die Transplantationsstation verlassen und langsam in ein normales Leben zurückfinden.

„Das war brutal“

Eva-Maria war nach Aussagen der Ärzte immer wieder „für Komplikationen gut“: Ihr Körper stieß das neue Knochenmark vollständig ab. Wieder ging das Prozedere von vorne los. Man stellte fest, dass sich ein Prozess in Eva-Marias Körper abspielt und die Ärzte nicht so recht wussten, was eigentlich los ist. Kurz darauf musste Eva-Maria dann wieder stationär aufgenommen werden, und es ging ihr täglich schlechter. Es sollten drei Wochen werden, die uns als Familie bis zum Äußersten herausforderten. In dieser Zeit wurde mir jegliche Grundlage meines Lebens entzogen. Mein Glaube an Jesus Christus, also den Sohn Gottes, wurde in Frage gestellt. Nach außen hin hatte ich die Fähigkeit, einigermaßen stabil zu bleiben, nach innen setzte sich der Auflösungsprozess von Tag zu Tag unaufhaltsam fort: Das Gespräch mit Gott wurde von meiner Seite aus schwächer, ich fühlte mich von ihm verlassen. Ich war seit fast 40 Jahren Christ, doch das hatte ich noch nicht erlebt: nichts mehr von Gott zu erahnen, keine Antwort mehr zu bekommen. Das war brutal. Ich war tief zerbrochen und

durchlitt das Wort Jesu am Kreuz „Warum hast du mich verlassen?“ in aller Härte. Eva-Maria ging es ähnlich.

Vier Stunden vor dem Tod

Bis vier Stunden vor dem Tod von Eva-Maria habe ich von Gott nichts mehr gespürt. Am Sterbebett sitze ich bei ihr und fühle, wie sie mit ihrem Glauben kämpft und wie sehr sie ihre Fragen an Gott in dieser Stunde quälen: „Papi, ich hadere mit Gott“, sagt sie. Dann tritt eine Wende ein. Eva-Maria und ich sprechen alle vorhandene Schuld zwischen uns aus. Ich spüre, wie ich die Kraft bekomme, ihr diese Last abzunehmen: „Du, ich nehme das auf mich, ich bin dein Vater, du brauchst nicht mehr zu kämpfen.“ Von da an ist Eva-Maria wie verwandelt. Sie wird ruhiger, ihre Stimme trotz Atemnot heller und klarer, wie ich es nur aus Kindertagen her kannte. Eva-Maria spricht davon, wie ihre Beerdigung ablaufen soll: „Kommt alle in Weiß, spricht von Hoffnung!“ So paradox es klingt: Fast wurde die Zeit bis zu ihrem Tod zu einer Freudenstunde. Ich bekam die Kraft, sie los und sterben zu lassen. Die Zeit bis zu ihrem Herzstillstand war von einer unbeschreiblichen himmlischen Atmosphäre gekennzeichnet: Ein tiefer Frieden war in unserem Inneren und trotz der intensiven medizinischen Betreuung auch im Krankenzimmer spürbar. Wir wussten: Unsere Tochter hat das Ziel erreicht!

Das Leid annehmen

Auch die Beerdigung mit annähernd 1.000 Menschen habe ich als eine Offenbarung Gottes erlebt. Ich fühlte mich, als ob ich einen halben Meter über der Erde schwebte. Nach dem Tod haben wir uns sechs Monate lang Auszeit genommen, um den Schmerz und die Trauer nicht durch Überaktivität zu verdrängen. Danach haben wir uns mit unserer Tochter Gabriela zusammengesetzt und festgelegt, dass wir uns nun wieder mit neuer Freude und Zuversicht

dem Leben und den Aufgaben zuwenden werden. Inzwischen sind zweieinhalb Jahre seit dem Tod von Eva-Maria vergangen. Bis zum heutigen Tag können wir sagen, dass unser himmlischer Vater uns in Leid, Trauer und Belastungszeiten nicht alleine lässt, sondern auf verschiedenste Art und Weise eingreift und hindurchhilft. Der Tod unserer Eva-Maria brachte uns neu die Hoffnung, dass unser Leben hier nur vorübergehend ist und wir uns auf das Zukünftige freuen dürfen! Es ist Gottes Wille, dass wir auch in Leid geraten und dieses Leid dennoch annehmen und ertragen. Ich bin jetzt viel freier als früher. Ich habe keine Angst mehr, denn was soll mir noch passieren: Gott hat mir das Kind genommen, und ich sage: „Ja, Herr, ich nehme es an und gehe meinen Weg noch treuer mit dir.“



FAMILIE HAUSER vor dem Tod von Eva-Maria: (v.l.) die Eltern Helmut, Ute und die älteste Tochter Gabriela